



GEBET

Träumt vielleicht in einer niedern Hütte
Irgendwo ein Kind, in dessen Seele
Jene Kraft des schöpferischen Bildens,
Die du, auf dein höchstes Recht verzichtend,
Deinen Menschen liehest, heimlich schlummert,
Und der Jüngling, der dies Kind geworden,
Schlägt, von Armut hart bedrängt und Roheit,
Einst ein Auge, das vor starren Tränen
Deine Sterne längst nicht mehr gesehen,
Auf zu dir und stammelt ohne Worte:
Luft, mein Vater, daß ich nicht ersticke,
Eh' ich für mein Leben dich bezahlte!

Send' ihm dann den Edelsten entgegen,
Der, zufrieden, ein geweihtes Leben
Aus dem Bann zu lösen, ihm die Hand reicht
Und belohnt ist, wenn er wieder atmet,
Wie ein Wandrer die verstopfte Quelle
Freundlich reinigt und für seine Mühe
Als der erste trinkt und weiterschreitet.
Kannst du aber keinen solchen senden,
So verschließe dich vor seinem Stammeln.
Denn die Kraft, die eine Welt beleben
oder eine Welt verjüngen könnte,
Wird, in seiner Brust zurückgehalten,

Langsam, aber sicher, ihn verzehren,
Und dann mag er mit dem All sich mischen,
Bis, verstärkt in langer Ruhepause,
Ihn die eigne Schwere wieder ablöst
Und ihm neu das Tor zum Dasein aufsprengt.

Also bet' ich, weil ich schmerzlich wünsche,
Daß für mich, als ich geboren wurde,
So ein edler Mensch gebetet hätte.

Friedrich Hebbel.

Ranbemerktungen über Ferienfahrten

Von Max Hamann
(Berlin)

Wir alle wandern ja wohl, um die Ausbeute einer Fahrt nicht nur für uns zu behalten, wir wandern nicht nur, um „Stimmung zu latschen“, wenn ich die süßlich-saure Redewendung hier gebrauchen darf, sondern wir wollen von unserem Erleben und unseren Kenntnissen aus dem Anschauungsunterricht unserer Wandertage unseren Freunden und Genossen recht viel mitteilen, um sie zu begeistern für unsere Sache, die ja auch die ihre ist. Es kommt deshalb auch nicht darauf an, die kleinen Einzelheiten einer Fahrt genau aufzuzählen, sondern wir wollen werben, begeistern, Freude, Not und Lebensgewohnheiten einer anderen Bevölkerung zeigen und kritisch betrachten. Sicher können wir dabei auch nicht umhin, Szenen aus unserem Wanderbetrieb zu erzählen, Leben und Treiben unserer Fahrtengemeinschaften wiederzugeben, aber nicht, um einen Selbstzweck zu erfüllen, sondern um das Gemeinschaftsgefühl zu fördern und zu stützen. Unserem Arbeiten in der Naturfreundebewegung muß immer der Gedanke zugrundeliegen, daß der arbeitende Mensch nicht Sklave der Maschine ist, sondern daß er Anteil haben muß an dem Natur- und Kulturgut der Welt. Wir sollten bedenken, daß wir durch unser Streben nach besserer Entlohnung und längerer Freizeit zu einem wichtigen Faktor in der Arbeiterbewegung werden, weil wir systematisch durch die Steigerung unserer Bedürfnisse zahllose Sozialisten und gute Gewerkschafter heranbilden.

Wenn wir unsere Ferientage dazu verwenden, in die Ferne zu wandern, so lockt uns selbstverständlich das Fremde, das Unbekannte; uns drängt der Wunsch, durch ferne Städte zu wandern, wo fremd die Häuser an fremden Straßen stehen, uns lockt die See als ein ergreifendes Naturschauspiel; wir wollen in die Berge, in die Alpen, um die gewaltige Erhabenheit der Gletscherwelt zu erfassen, um den himmelauchzenden Gipfelrausch des Bergsteigers nachzuempfinden, nachzuahmen. Aber wir wollen auch erkennen, lernen, um zu verstehen, zu begreifen, um, mit neuen Kenntnissen ausgerüstet, unseren Mann in den Reihen des organisierten Proletariats zu stehen. Und noch eins: durch persönliche Fühlungnahme mit der Bevölkerung knüpfen wir das Band der Menschheitsolidarität fester und sind somit die besten Ränder des Sozialismus. Allerdings sollten wir nicht mit Vorträgen und Bekehrungen kommen, dabei wird meist mehr verdorben als gewonnen, denn die Landbevölkerung muß gefühlsmäßig in den Realismus unserer Theorien hineinwachsen. Wer in erzkonservativen Provinzen war, wo Pfaffen in treuer Gemeinschaft mit dem Junkertum noch die Herrscher sind (wie in Pommern, Oldenburg, Friesland usw.), die der Bevölkerung den Sozialismus als eine Geißel des Teufels hinstellen, der wird begreifen, wieviel, wie unendlich viel bereits erreicht ist, wenn wir erst einmal Wohlwollen und freundliches Entgegenkommen der ländlichen Bevölkerung errungen haben.

Wanderbilder von der Insel Rügen

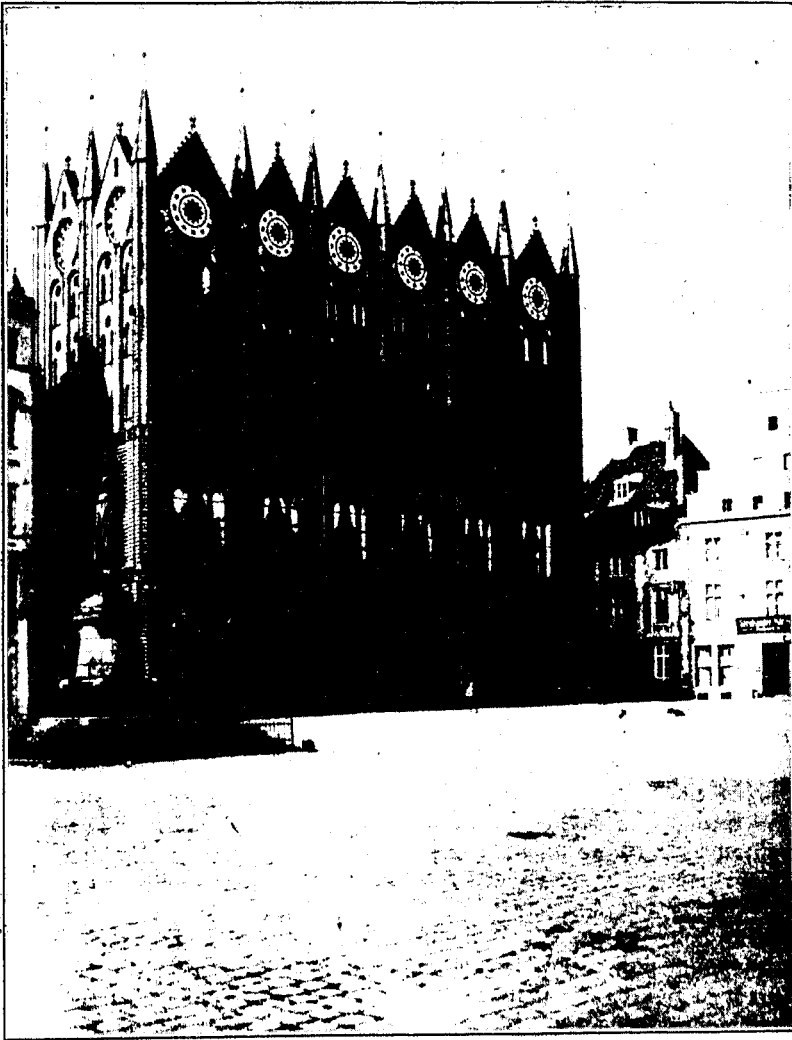
Von Fr. Ohnsorge (Breslau)

Der Hauch sundischen und hanstischen Geistes umflicht den Fremden, der zum ersten Male Stralsund, das natürliche Einfalltor Rügens, betrifft. Von den vielen mittelalterlichen Baudenkmalern interessierte mich am meisten das nach Lübecker Vorbild erbaute Rathaus. Stellen auch die drei großen Kirchen und das Kloster einen kunsthistorisch nicht zu unterschätzenden Wert dar, so zieht es mich doch immer erst zu den Bauten, die die Repräsentation, der Ausdruck des freien und öffentlichen Wirtschafts- und Handelslebens sind, jenen Bauten, die kühn und aller Intrigen von Kirche und Fürsten zum Trotz entstanden. So verkörpert auch das Stralsunder Rathaus in seiner wuchtigen gotischen Form den Hanseatengeist

der Stadt, denn einst war Stralsund neben Lübeck Haupt des mächtigsten Städtebundes, den die Weltgeschichte je gesehen hat. Auch die ursprüngliche Stadtkanlage ist fast unverändert bis in unsere Tage erhalten geblieben. Die Stadt am Strelasunde, dem Ostseearm, der die Insel Rügen vom Festlande trennt, liegt in Wirklichkeit auf einer Insel, die nur durch drei Dämme mit dem Festlande verbunden ist und wegen der allseitigen Umgebung mit Wasser im Mittelalter eine schwer bezwingbare Festung war. So hatte selbst Wallenstein im Dreißigjährigen Kriege die Stadt nicht bezwingen können, obwohl er sich's geschworen hatte, Stralsund zu nehmen, und wenn es mit Ketten an den Himmel geschmiedet wäre.

Nauch Geheimnis vertraute uns Rügen. Die Buchenwälder der Stubnitz, die langgestreckten Kiefernwälder der Schaabe, überhaupt die Verträumtheit der weiten Bodden und Wälder erinnerten mich in vielem an die heimischen Ober-

Staunend sieht der Fremde, der aus dem Binnenlande kommt, zum ersten Male die zerstörende Kraft des Meeres. Bis tief in das Innere der Insel dringen die Bodden. Von unzähligen Buchten, „Wicken“ genannt, wird



Stralsund. Rathaus.

wälder bei Leubus und weiter oberhalb Breslau. Rügen ist das Island der Deutschen, wo aus Urvätertagen Sagen und Märchen noch in unsere Gegenwart herüberklingen, wo mancher Kämpfer in den alten Hünengräbern auf grüner Heide schlummert, wo Opfersteine Zeugen sind von blutigem Gottesdienst und wo kunstlos gefertigte Steingeräte gefunden wurden, die an die Morgenröthe der Menschheit erinnern.

rings die Küste erfüllt. Der Gliederung der Küstenumrisse entsprechend, ist auch die Oberfläche der Insel mannigfach gestaltet. In zwangloser Folge wechselt bewaldetes Berg- und Hügelgelände mit tief eingeschnittenen Tal-schluchten, ebenem Gelände und breiten Talniederungen. Rein geographisch gehört die Insel Rügen der östlichen Gruppe der westbaltischen Inselzone an.

Dem sich erdgeschichtlich Interessierenden bietet der Strand von Saßnitz bis Stubnitz reichlich Gelegenheit, sein Wissen zu bereichern. Mit groben Kiesen und Geröllen — selten sind feinere Sande — ist hier der Strand bedeckt. Daß ein solcher Strand keine ideale Badegelegenheit ist, haben wir zur Genüge erfahren. Doch bot uns die nähere Untersuchung der Gerölle und die Betrachtung der großen Ufersteilabbrüche eine genügende Entschädigung. Staunend betrachteten wir die allseitig gerundeten, fast eiförmigen, bis faustgroßen, durch das immerwährende Auf und Ab der Wellen hin und her rollenden Gesteine. Hier fanden wir auch die Erklärung für das Donnern der Brandung, das in der Ferne wie dumpfe Musik, an die Basspfeifen der Orgel erinnernd, verklingt. Weit draußen im See liegen oft viele hundert Zentner schwere Blöcke, die landeinwärts immer zahlreicher und kleiner werden, um zuletzt nur noch in fast daumengroßen Kieselgeröllen den Strand zu bilden. Die größte Gewalt der immerwährend anrollenden Wellen bricht sich an den großen Blöcken; tosend und zischend stürzt die abgebrochene Welle über alle anderen Hindernisse und wirft die kleinen Gerölle bis auf den Strand hinauf, um beim Zurückfluten wieder alles mit hinwegzurollen, was im Wege liegt. Wir lasen einige der Steine auf, um sie etwas näher zu betrachten. Da waren hohle Feuersteinstücke, in denen noch Reste von Kreide waren, die das Meer ausgelaugt hatte; schöne, eirund geformte Kreidestücke und die vielen nordischen Gesteinsarten, welche im Geschiebemergel Rügens enthalten sind. Durch eingehende Versuche und Betrachtungen der Gesteinskrümmer waren wir auf einmal mitten in der Erdgeschichte Rügens. Ihr Urgestein ist die Schreibkreide, wie man sie in gleicher Zusammensetzung auch in der Champagne, in Holstein und in England findet. Mit regelmäßiger Einlagerung schwarzer Feuersteinknollen (als Beispiel seien hier die schön gefalteten Feuersteineinlagen am Hengst am Saßnitzer Strand genannt) ist die rügensch Kreide ein Kalkmergel mit sehr wenig tonigen Beimengungen. Je weniger diese vorhanden sind, desto reiner und weißer ist die Kreide. Der Kreide Rügens sind unmittelbar die Schichten, die die Eiszeit bildete, also das Diluvium, aufgelagert. Die Schichten des Tertiärs fehlen vollkommen. Das östliche Ufer- und Strandbild Rügens permittelte uns daher im großen einen Ausschnitt aus den erdgeschichtlichen Tatsachen der Insel.

Aber nicht nur die Erdgeschichte, sondern auch Anlage und Bauart der Dörfer und Siedlungen ließen uns auf unseren Wanderungen aufmerken. Am eingehendsten konnten wir uns auf der Halbinsel Mönchgut und in der Granitz für diese Dinge interessieren. In dichten Gebüsch liegen die Gutshöfe versteckt. Außerhalb liegen die kleinen Wohnhäuser (Katen genannt) der Gutsarbeiter. Mit einem Stück Feld und einem Gärtchen, das zu jedem dieser Katen gehört, bilden sie eine kleine Siedlung für sich. Die Dörfer sind meistens eine Vereinigung mehrerer kleiner Gehöfte ohne Katen, die — je nach ihrer Anlage — in der runden Form auf slawischen, in der Straßendorfform auf germanischen Ursprung hinweisen. Das altrügensch Bauernhaus ist das sogenannte niederländische Landhaus, welches Wohnung und Stall unter einem Dach vereinigt. Das hohe Dach ist an beiden Enden durch Giebel abgeschragt und mit Stroh gedeckt. Ofters sind die Giebelenden auch mit Pferdekopfformen abgeschlossen. Durch kleine Fensterchen erhalten die Innenräume nur wenig Licht.

Schön wandert es sich in den Buchen- und Mischwäldern der Granitz, in den Kiefernbeständen der schmalen Heide, die die Granitz mit Jasmund verbindet. Und wandert man auf der schmalen Heide entlang dem Kleinen Jasmunder Bodden, dann grüßt aus weiter Ferne über Wälder und Binsen der Ernst-Moritz-Arndt-Turm des Rugard's. Etwas Höheitvolles strömen die Bilder an diesem kleinen Bodden aus; ruhig ist ihre Gestaltung, und das Forsthaus Prora mit seinem alten Ziegelrot sowie der stille Heidehof tragen nur zur Erhöhung der Stimmung bei. Nur durch einen 1—2 Kilometer breiten Landstreifen, die Schmale Heide, wird hier der Kleine Jasmunder Bodden von dem offenen Meere, der Proraer Wiek, getrennt, und ziemlich ungehindert erhalten hier die Seewinde Zutritt in das innere Land. Man muß schon mit Ernst Moritz Arndt, diesem großen Dichter und Sohne Rügens, fühlen und reden, wenn man der eigenartigen Schönheit der Insel genug tun will:

Wo ich geboren bin? Am Ufer des baltischen Meeres

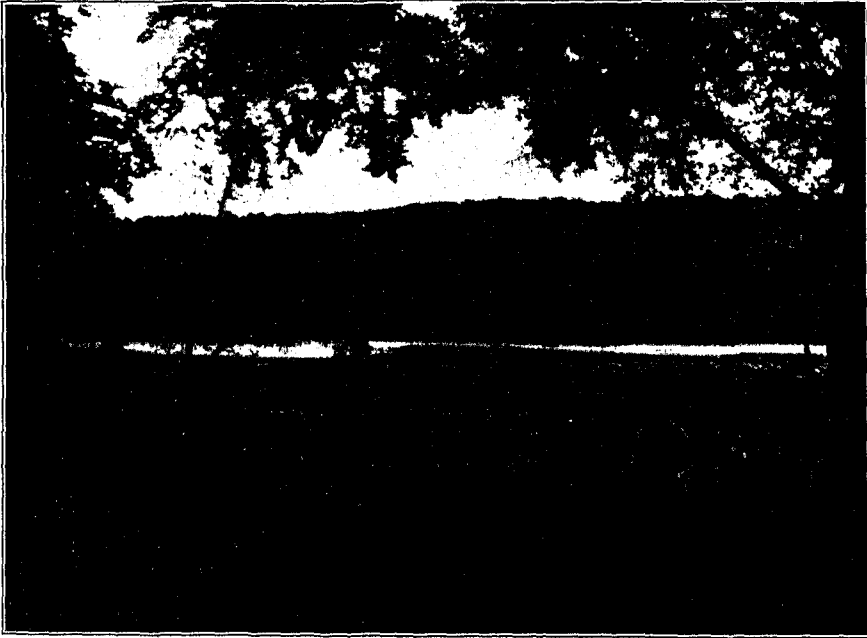
Lullte die tausende Flut oft mich als Wiegenlied ein.

Sei mir, mütterlich Land, sei freundlich gegrüßet, o Rügen —

Liebliche Insel, wohin ewig die Liebe sich sehnt.

Geheimnisvoll umrauschte uns oft Zephirs Säufeln, wenn wir Stätten betraten, in denen das Volk Heiligtümer der Mythen und Sagen verehrt. Der Schimmer der Romantik liegt auf all diesen überlieferten Erzählungen, deren Grund oft in geschichtlichen Tatsachen liegt, die bis in die Anfänge unserer historischen Zeit weisen. Unwillkürlich muß ich hier an das Stubbenkammergebiet denken, jene grandiosen Felsbildungen, die steil zum Meer abfallen, die

„Sie gehörten der Gemeinschaft der Vitalienbrüder an, die ein Schrecken der Küste waren, deren Taten aber auch von romantischem Schimmer überglänzt sind; fühlten sie sich doch berufen, Schirmherren der Schwachen zu sein und ihnen den unredlichen Fürsten und Herren gegenüber die Freiheit des Meeres zu sichern. All ihr Tun war von hohen sozialen Gefühlen getragen; „Likeneler“ nannten sie sich, da sie ihre Beute „zu gleichen Hälften teilten“, und es ist überliefert, daß Störtebecker für seine Leute an der friesischen Küste Land erwarb, wo sie in strenger Gütergemeinschaft wie eine religiöse Sekte lebten.“



Rügen. Der „Schwarze See“ in der Granit.

herrliche Ausichten auf das Meer und Teile der Ostküste Rügens bieten. Hier, wo die Kreide zu Tag ansteht, hat das Meer Felsenriffe und Höhlen geschaffen, die Meeresgeister und Seeräuber zum Verweilen einluden. Die bekannteste Sage, auf die man hier stößt, ist die des Klaus Störtebecker. Einst, und zwar zur Zeit der nordischen Kriege im 14. Jahrhundert, wurden die pommerischen Kapitäne beauftragt, die dänischen Schiffe zu plündern. Doch nach Kriegsschluß stellten die Kapitäne dieses liebgewordene Handwerk nicht ein, sondern plünderten nun auf eigene Faust weiter. Am schlimmsten und verwegensten trieben es Klaus Störtebecker und sein Spießgefelle Gödecke Michel. Dr. C. W. Schmidt schreibt in seinem Buche „Die Insel Rügen“ folgendes über Störtebecker und seine Spießgesellen:

1402 wurde Störtebecker von Hamburgs Flotte gefangen genommen und endete als gemeiner Pirat, der er doch schließlich in den Augen der Welt war, sein Leben unter des Henkers Beil.“

Dies sind die geschichtlichen Tatsachen. Die Sage vom Waschstein (in der Nähe des Königsfuhls) erzählt dagegen folgendes:

„Vorzeiten trieb ein Seeräuber, Klaus Störtebeck genannt, mit einer großen Räuberbande sein Unwesen auf der Ostsee. Hier in der Höhle am Waschstein hatte er einen Unterschlupf, wo er die geraubten Schätze verbarg und von den Anstrengungen seiner Fahrten ausruhte, verborgen vor aller Welt, da niemand die Höhle kannte. Einstmals hatte er eine Jungfrau aus Riga geraubt, als sie gerade ihrem Bräutigam angetraut werden sollte; er brachte sie auch in seine Höhle, und als er wieder zu neuem Raub in See ging, schloß er sie samt allen Schätzen darin ein. Auf diesem Zug aber wurde er mit seinen Spießgesellen gefangen und in Hamburg hingerichtet. Die

unglückliche Jungfrau mußte in der Höhle eines jämmerlichen Todes sterben, und ihr Geist hat noch jetzt bei den Schären, die er bewacht, keine Ruhe. Sehr häufig um Mitternacht sieht man eine weibliche Gestalt aus der Höhle hervortreten und auf den großen Waschstein schreiten, wo sie sich bemüht, ein Tuch in der See reinzuwaschen. Nachdem sie hier eine Weile gewaschen, geht sie wieder in die Höhle zurück, und wer ihr auf diesem Wege entgegentritt und zuruft: „Gott helf dir“, dessen Glück ist gemacht, denn sie wird ihm die unermeßlichen Schätze schenken und selbst zur ewigen Ruhe eingehen.“

Anderen Motiven, und zwar den kultischen, entsprungen ist die Sage vom Hertasee und der Hertaburg in Stubbenkammer. Inwieweit und bei welchen germanischen und slawischen Stämmen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit bei den Kulthandlungen Menschenopfer dargebracht wurden, soll uns hier nicht interessieren. Tatsache ist, daß nicht nur auf Rügen, sondern auch in den übrigen deutschen Landen bei den verschiedenen Kulthandlungen Menschen, insbesondere junge Mädchen, regelrecht abgeschlachtet, d. h. geopfert wurden. Der Römer Tacitus erzählt uns folgendes über den Hertakult der Germanen:

„Alljährlich kam die Göttin einige Male an den heiligen See, um darin zu baden. Sie fuhr in einem Wagen, der mit einem dichten Schleier bedeckt war und von schneeweißen Kühen gezogen wurde. Nur ihr geweihter Priester begleitete sie; die Sklaven aber, welche die Kühe geleitet hatten, wurden jedesmal im See ertränkt, denn wer mit ungeweihten Augen die Göttin geschaut hatte, mußte sterben. Noch jetzt — erzählt man — ist es nicht ganz geheuer am Hertasee, denn in mond hellen Nächten sieht man oft eine wunderschöne, schlanke Frau aus dem Wald kommen und zum See gehen, um darin mit ihren Dienerinnen zu baden. In wallende weiße Schleier gehüllt, kehren sie bald wieder zum Wald zurück. Für den Wanderer aber ist es sehr gefährlich, dies zu sehen; es zieht ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zum See, und wer das Wasser berührt, ist verloren: es verschlingt ihn, und keine Spur mehr ist von dem Unglücklichen zu finden.“

Es hat sich zwar als irrig herausgestellt*, daß die Kultstätte der germanischen Göttin Nerthus (der Herta), von der Tacitus schon berichtete, nach Stubbenkammer zu verlegen ist; aber diese gelehrte Erfindung früherer Jahrhunderte (es ist festgestellt worden, daß die Sage im 16. und 17. Jahrhundert nach Rügen kam) konnte doch so tief im Glauben des Volkes Wurzel fassen, daß um den verträumten See sich eine weitbekannte Sage bilden konnte, die Jahn sich in Garz erzählen ließ:

„In der Hertaburg wohnte vorzeiten die Göttin Herta. Zwölf Jungfrauen bedienten sie und wurden nach Jahresfrist ihr zur Ehre geopfert. Zu diesem Zweck mußten sie keusch und rein sein. Eines Abends war nun eine der Jungfrauen mit einem Manne zusammen beobachtet worden. Da man sie nicht erkannt hatte und keine die Freveltat eingestand, sollte ein Coffesurteil die Verbrecherin zu erkennen geben. Die Zwölf mußten über einen großen Stein, der noch heute zu sehen ist, schreiten. Elfen gelang es, die zwölfte aber trat mit dem Fuß ein Loch in den Stein, und daneben erschien eine winzige Spur, wie von einem Neugeborenen gebildet. Die Göttin hatte also unter der Schuldigen Sohlen den Fels erweicht. So heilig galt zu Großvaters Zeiten der Hertasee, daß niemand aus dem See Wasser schöpfte, ja nicht einmal an seine Ufer heranzutreten wagte.“

Viel noch sahen und erlebten wir auf unseren Wanderungen. Manches könnte man noch schildern und erzählen. So betrifft man bei Arkona das Heiligtum der Ranen. Hier hauste „Swantewit“, der oberste der Wendengötter, der heilige Sieger. Auf Arkonas Höhe gelegen, vom Meere aus unerreichbar, war dieses Heiligtum gegen das Hinterland durch einen mächtigen Wall geschützt, der heute noch 6–8 Meter hoch ist. Derartige große Wälle aus der Wendenzeit Rügens findet man allenthalben.

Doch auch die Scheidestunde schlägt einmal, und eines schönen Morgens entführte uns von Breege aus der Dampfer „Göhren“ durch den Breeger und Breeßer Bodden nach der Insel Hiddensee, der wir, ehe wir völlig von der Ostsee schieden, noch unsere Aufwartung machten.

Die höchste Erhebung Hiddensees ist der Dornbusch, von dem man eine grandiose Fernsicht auf die weite Ostsee, nach der Insel Rügen und auf den schmalen Landstreifen Hiddensees hat, der sich nur wenige Meter über das Meer erhebt und 17 Kilometer lang ist. Der einzige Flecken auf dem Dornbusch ist Kloster, das seinen Namen von dem 1296 durch Wihlaw II. gegründeten Zisterzienserkloster übernommen hat. Von diesem großen Kloster, das 1533 aufgehoben wurde, steht nur noch ein großer Torbogen. Jedoch das Interessanteste Hiddensees sind die Vogelkolonien auf den Halbinseln der Gellen und Alt-Bessin. Diese Teile sind zu Naturschutzgebieten erklärt; eine Anzahl Wälder hegen liebevoll die Vogelwelt. Hier brüten und nisten die kleinen Lachmöwen, die lorchengroßen Zwergseeschwalben, die krähengroßen Sturmmöwen und noch viele andere.

Am augenfälligsten jedoch habe ich die Sagenwelt in Verbindung mit der Landschaftsform

* Vergl. Dr. C. W. Schmidt, „Die Insel Rügen“, S. 90.

und -gestaltung in Hiddensee beständig gefunden. Über die vom Meer verschlungenen Landesteile gibt uns die Sage folgenden Aufschluß:

„Einst hat ein Mönch die Mutter Hiddin um ein Almosen, wurde aber von der geizigen Frau schroff abgewiesen. Er sprach bei Mutter Hiddin vor, die gutmütig und mildtätig war und ihn gastfrei aufnahm. Dafür segnete er ihr erstes Tageswerk, und als sie am Morgen ihr Linnen ab-

Wassers, welches nach ihr bis heutigen Tages Hiddenssee heißt. Mutter Hiddin aber blieb reich, und ihr zu Ehren wurde das Dorf Witte benannt.“

So verweben Vergangenheit und Phantasie des Volkes vorgehichtliches, historisches und erdgeschichtliches Geschehen mit Wahrheit, Dichtung und Überlieferung.

Am späten Nachmittag verließen wir mit dem Dampfer von Witte aus Hiddensee und somit



Stralsund. Alte Steinhäuser an der Semlower Straße.

messen wollte, nahm die Rolle kein Ende, und Frau Hiddin wurde eine reiche Frau. Mutter Hiddin aber, über die Mäßen neidisch, erfragte bei ihrer Nachbarin, wie sie zu dem Reichtum gelangt wäre, und erbat sich nun auch den Besuch des heiligen Mannes. Nicht aus Verehrung, sondern um auch seiner Gnade teilhaftig zu werden, bewirkte sie ihn auf das beste, und der Mönch segnete auch ihr erstes Werk des Tages. Mutter Hiddin eilte deshalb am frühen Morgen zum Geldkasten, um die Taler zu zählen und dadurch ein ganzes Haus voll Silber zu erhalten. Da brüllte die Kuh. „Halt,“ sagte sie, „die soll mich nicht im Zählen stören, der werde ich schnell einen Eimer Wasser zu saufen geben.“ Sie lief zum Brunnen, der Segen setzte ein, und sie mußte schöpfen und schöpfen, bis alles Land überschwemmt war. Ihr Ackerland war dahin und lag auf dem Grund des

auch endgültig die uns in kurzer Zeit so lieb gewordenen Inseln. Der Himmel hatte sich bewölkt, leicht bewegt war die See, und über uns zogen in unaufhörlichen Schleifen und Sturzflügen die Möwen ihre Bahn. Es regnete. Immer wieder rückwärts schauend, grüßten uns in weiter Ferne die Leuchfeuer Hiddensees. Weit voraus aber winkten die Hasenlichter Stralsunds. Uns Landratten war diese nächtliche Dampferfahrt ein nachhaltiges Erlebnis, das Spiel der unzähligen Lichter und Blinkfeuer ein nie zu vergeßender Anblick. — Leichter Regen fiel noch immer, als wir am Kai in Stralsund das Schiff verließen.

Zürich 1928

Von Heinrich Ludewig (Seelze)

Müßig schlendere ich mit einem Freunde durch das alte Zürich. Sinnend stehe ich am Limmato-Kai und schaue den Englern zu. Heute morgen um 7 Uhr wachte ich noch in der Jugendherberge im Kloster St. Gallen auf. Lag noch, in warme Decken gehüllt, auf der schaukelnden Matraße und unterhielt mich mit einem Sachsen in leisem Ton über den Vorteil vegetarischen Lebens auf der Walze, als wie zufällig meine Augen auf dem Kalender an der gegenüberliegenden Wand haften blieben. Schwarz stand groß auf weiß: 17. Ich fuhr hoch: „Donnerwetter, hat sich jemand einen Spaß erlaubt und die kommenden Tage schon im voraus abgerissen?“ „No, w' so denne, mir hamm doch heite schon dän sibbzähnten!“ könnte es aus dem anderen Bette. „Aber das ist doch nicht mögltch!“ „No, w' so denne?“ „Mensch, ich muß doch schon am 18. in Zürich sein.“ — Raus aus der warmen Falle und schnell unter den eiskalten Strahl der Wasserleitung auf dem Hofe.

Da bin ich also schon zehn Tage zu früh in Zürich gewesen, und der Wandertrieb hat mich noch rund um den Bodensee bis ins Vorarlbergland hineingelockt, und jetzt sitze ich hier allein auf dem Klosterhof. Morgen früh aber laufen in Zürich — 75 Kilometer von hier — die Sonderzüge der Genossen aus allen Ländern ein. Hände werden sich drücken, Augen leuchten, rote Fahnen wehen. Ich tauche meinen Kopf in das kalte Wasser. Da vagabundiere ich mütterfeelenallein im Lande umher, während sich morgen früh in Zürich Menschen, die sich nie kannten, Naturfreunde aus aller Welt, die Hände reichen. Und ich bin nicht dabei.

Ich kriege wieder meine sogenannte „knifsernde Mut“. Ohne Frühstück stürze ich aus der kleinen Jugendherberge. Der Sachse ruft mir noch nach: „Mensch, loof doch nich so, mir hamm doch dieselbe Mut!“

Ein gelbes Schild an der Landstraße weist: Winterthur—Zürich 86 Kilometer. Man könnte sich die Haare einzeln ausreißen. Ich zähle gerade meine Barschaft, um eventuell die Bahn zu benutzen, als ein Lastkraftwagen naht. Der Sommer hat mir genug Erfahrungen im Verkehr mit Chauffeuren geliefert, so daß es mir anstandslos gelingt, den Wagen zum Halten zu bringen. Will gerade aufsteigen, als am Ende der Straße der Sachse auftaucht. Ich lege ein gutes Wort für ihn beim Führer ein, und der große Lastzug hält so lange, bis unser Freund herankeucht, der, ohne einen Ton zu sagen, sich in den Anhänger setzt. „Du bist mir aber scheenel!“ sagt er, als ich mich zu ihm setze.

Und dann fauft unser Lastzug los. Ich werde merklich ruhiger, als ich die Kilometersteine betrachte, und bin wieder vollauf zufrieden, als wir mittags in Zürich halten. Blau leuchtet der Zürichsee in den warmen Sonnenstrahlen. So stehen wir nun am Limmato-Kai und spucken freudig ins Wasser.

Ist doch ein herrlicher Verkehr hier. Wir setzen uns auf eine Bank. Da plötzlich hält vor uns an einer Straßenbiegung ein ganz nobles Auto; vorn

ein ganz feudaler Führer; hinten im offenen Wagen zwei braungebrannte Burschen im Wanderkittel. — Da! Ein anderes Lastauto! Ein roter Wimpel. Völl beladen mit ungefähr 20 Walzbrüdern. Schnell darauf zu. Hoch im Winde flattert an einer langen Stange ein breites rotes Tuch. Menschen sammeln sich an. Der Verkehrsschutzmann schaut unwillig herüber. Wir rufen hinauf: „Servus, Berg frei!“ Unser Zeichen mit den verschlungenen Händen leuchtet.

Dann sind wir auf dem Wagen. Das sind die richtigen Kameraden. Von allen Wegen und Straßen sind sie herbeigezogen. Vom Rhein, von der See, von Wien, aus dem Herzen Deutschlands, zwei sogar aus Marokko; die meisten aber aus Sachsen. Wir singen: „Wilde Gesellen, vom Sturmwind durchweht“. Weitbin schallt es durch den Großstadtlärm der Straßenbahnen und Autos, durch das Gepolse und Gepfeife. Unsere Augen leuchten. Freude ist in jedem Gesicht. Es ist so, als wenn jeder herabsteigen müßte zu den Menschen auf dem harten Pflaster. Müßte zu ihm treten und sagen: „Sieh, hier bin ich. Da bin ich staubige Straßen gewandert, bin von der Sonne ausgedörret, vom Regen naß geworden, habe im Straßengraben geschlafen, habe an die Türen anderer gepocht, habe um Essen und Trinken gebeten, habe mich selbst erniedrigt. Mein Haar ist gebleicht und gewaschen. Meine Kleider sind dünn. Und habe dennoch so unendlich viel mehr als du. Aber ich will dir abgeben von meinem Reichtum. Sieh, wir haben die Freude, die Freude am Kampf, die Freude am Schönen. Eure Freude liegt im Pflaster begraben, und nur durch Bier könnt ihr sie herausspülen. Sieh uns an und wisse, wir sind Menschen, Barrikaden, Sturm, Blut, Feuer, alles was du willst. Weißt du, was ein Mensch ist?“

Schnaubend fauft unser Auto los. Zwei hübsche weiße Mädel winken uns nach. Es geht kreuz und quer durch Zürich. Auf allen Straßen leuchtet unser Zeichen. Und wir winken. Aber am schönsten ist unsere rote Fahne.

„Wacht auf, Verdammte dieser Erde!“ dröhnt es durch die Straßen. Da fahren wir auf einen großen Platz. Sieht so aus wie ein königliches Palais. Vornehm, steiflichen Häuser und Säulen. Davor eine Wache. Wir aber singen: „Es rettet uns kein höh'res Wesen, kein Gott, kein Kaiser, noch Tribun!“ Dröhnend schlägt unser Gesang an die Fenster. Wir sind jetzt ganz Flamme, ganz Kampf, ganz Jugend; wir wissen: wir 20 Mann krepeln die ganze Welt um.

Das Auto hält. Die Wache spricht heraus. Scheint so eine Art Kaserne zu sein, vor der wir uns befinden. „Runter vom Wagen!“ schreit ein Uniformensch. Wir singen aber erst zu Ende, und als das letzte „erkämpft das Menschenrecht“ verklungen ist, kommen wir langsam herunter. Polizisten empfangen uns. „Fahne her!“ schreit der Häuptling. „Mensch!“ sagt unser Führer, ein hünenhafter Zimmergeselle, einfach nur „Mensch!“ Da behielten wir die Fahne. „Na weekte, wat macht ihr denn hier bloß widder for Sachen?“ sagt ein Berliner vorwurfsvoll zu einem der Schweizer Muskoten.

„Reinkommen!“ brüllt der Häuptling. Wir treten in die Wackstube. Ein sonst aber ganz gemütlicher „Krimchen“ faucht uns an: „Wer 10 Franken vorweisen kann, rechts rübertreten, wer nicht soviel hat, stehen bleiben!“ Zwei Sachsen blieben stehen. „So“, sagte er dann, „raus ihr Kerle, und laßt euch nicht wieder blicken; aber ihr zwei, ihr bleibt hier! Raus!“

Am anderen Morgen, als wir mit ungefähr 50 Walzbrüdern unter unserer roten Fahne zum Zuge zogen, um unsere Genossen zu empfangen, als das Lied: „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit!“ aufstürmte und uns hochrief, als uns die Freude in die Kehlen sprang, — wurden die beiden Sachsen per Schub an die Grenze gebracht.



Straßund. Marienkirche.

Sonntage in Thüringen

Von Walter Zimmermann (Brandenburg)

Wir sind unserer zwei, Herbert und ich. Jung sind wir und lebensfroh dazu. Unser Sinn steht nach Schauen, Erleben. Aber nicht nur tiefe Wald-einsamkeit, murrende Bäche, weidende Kühe auf blumiger Matte wollen wir schauen, sondern das Industriegebiet bei Halle, die Heimindustrie im südlichen Thüringer Wald kennenzulernen, ist unser größter Wunsch.

Der Zug führt uns über Magdeburg, durch das fruchtbare Land, das diese Halbmillionenstadt umschließt, vorbei an den ersten Saaleburgen auf Halle zu. Hier ist der Eckpfeiler eines großen Industriebezirks: Mansfelder Bergbau. In diesem grauen

Land wurde der Mensch durch generationenlange Knechtung zum Arbeitstier herabgedrückt. Sein Denken wurde Kampf, Kampf dem kapitalistischen System unserer Zeit. Und dieser aufgespeicherte Groll brach mit elementarer Gewalt los, ließ die Revolution hier am stärksten toben und schuf eine starke Arbeiterbewegung. — Merseburg! Hier kommen allerlei Arbeiter in unser Abteil. Leunarbeiter. Zur Nachtschicht fahren sie. Doch da ist das Werk selbst. „Sinfonie der Arbeit“, wird da so mancher Mensch, der nur die Errungenschaften der Technik im Auge hat, sagen. Ich behaupte: „Sinfonie der Knechtschaft, der Ausbeutung, der

Profitier!“ In diesen riesigen Gebäuden zwischen Schornsteinen und hohen Kesselanlagen, mitten in einem Gewirr von Röhren und Leitern, verliert der Arbeiter sein eigenes Ich, wird Nummer neben anderen Nummern, gebrechliches Rad bei anderen „stählernen Rädern“. Da aber sind Gewerkschaftsbewegung und Kulturgemeinschaft der einzelnen Arbeiterorganisationen der Gegenpol, der dieser Nummer das Bewußtsein des Lebens, des Kampfes für eine Idee gibt und erhält. — Weiszenfels! Ein „Freundschaft“ tauschen wir mit unseren Genossen, und eine stundenlange, aber erlebnisreiche Bahnfahrt ist beendet.

Am anderen Tag sehen wir uns die Stadt an und wandern zu viert hinaus, dahin, wo wir das Saale-tal entlang schauen können. Der Nebel aber hängt sich tief in die Hügel hinab und nimmt uns die Aussicht. Doch unter uns wehen rote Fahnen über niedrigen Schuppen. Naturfreunde, Arbeiterturner und freie Schwimmer haben hier ihre Freibäder. Die Naturfreunde bauen sich einen neuen Bootschuppen. An die 60 Boote soll er fassen.

Montag! Wir fahren weiter in die lachenden Ferientage und unser junger Freund nach Leuna an die Arbeit. Überall grünen Ruinen und Türme ins Land. Unten schäumt und strömt die Saale. — Rudolstadt, Saalfeld. In leichtem Wanderschritt laufen wir über schmale Mühlenwehre, vorüber an der Maurion-Schokoladenfabrik mit ihren drei Kraftwerken die Saale hinauf. Aber den Bergrücken geht es hinweg in das Tal der Schieferbrüche. Immer weiter. Diesen Tag beschließen wir bei Gesang und Tanz im Zeltlager der Thüringer Kinderfreunde bei Probstzella. Um 20 Uhr ist alles still, nur zwei große Scheinwerfer beleuchten den jungen Staat einer Arbeiterbewegung, die zwar noch jung, die aber ein starker Faktor in der Erziehung unserer Jugend ist.

Waschen, Gymnastik auf hoher Schieferbruchspitze, ein kleiner Waldlauf, Frühstück und die erste Vollführung der jungen Republik lassen den Vormittag schnell vergehen. Wir aber müssen fort. Durch das stille Tal des kleinen Arnsbaches wandert es sich herrlich hinauf zum Kennsteig. Aber unseren Weg (er zieht rings um das Talende Schleife um Schleife) fließen Rinniale durch Farn und Moos. Auf der anderen Seite liegt mitten im Walde ein Fels, die Teufelskanzel. Lange lugen wir ins Land. Nur hin und wieder hört eine Autohupe die Stille. Auf der nahen Landstraße treffen wir den ersten Glasbläser. In seiner Kleepe trägt er lange Glasröhren von den Fabriken unten in Ernstthal in die einsamen Gebirgsdörfer oben auf der Paghöhe. Endlich sind wir in Lauscha, dem Mittelpunkt der Thüringer Glasbläserei. Springende Hirsche, Zwerge, Bauern, zierliche Tänzerinnen sind die Produkte einer Arbeit, die dem Arbeiter in dieser ozongeschwängerten Gegend die Lunge (sawohl die Lunge) zerfrisst und dem Fabrikherrn den Säckel füllt.

Unser dritter Wandertag bricht mit gleißender Sonne an. Wir wandern schauend und singend durch das liebliche Wulftal, vorbei an der Wulstmühle, bis nach Kachhütte. Hier hat Unternehmiergeist das stille Tal der Schwarza ver-

schmüht. Er hat die Menschen dieser Gegend zum Industriearbeiter gestempelt; Poch- und Hammerwerke schlagen Tag und Nacht. Noch manches Stündlein vergeht in stetem Bergauf, Bergab, ehe wir dort oben, in Frauenwald, einen langen Wandertag beenden.

Am anderen Morgen sind wir früh auf den Beinen und laufen dahin, wo rein, ganz rein, Glocken erklingen. Braune Kühe weiden in niedrigen Kuffeln. Ein farbenfroher Anblick, diese sattbraunen Leiber, das frische Grün der jungen Tannen, und darüber wölbt sich der tiefblaue, wolkenlose Himmel. Wir verweilen eine Viertelstunde beim Hirten und ziehen weiter. Vorbei am Auerhahn, unter dem Kickelhahn hindurch nach Jmenau. Schon um 2 Uhr sind wir in der Jugendherberge.

So geht es Tag für Tag. Am Freitag sind wir in Oberhof, dem Kurort der fatten Speiszer, am Sonnabend oben bei den Köhlern am Rennsteig. Am Abend trocknen unsere Hosen und Kittel nach einem zweifündigen Unwetter in der Stube des Finsterbacher Pirichhäuses, der Naturfreundehälfte bei Lambach-Dietharz, während wir vom hohen Felsen sieben Hirsche beobachten, bis die Dämmerung mit der roten Farbe ihrer Decke zusammenfließt. Am Sonntag liegen wir auf der faulen Haut oder stolzen in der Gegend umher.

Am Montag haben wir den ganzen Tag Rennsteigwanderung. Sie führt uns durch Hochmoor bei Donnerzhaugk, über die Ebertwiese, unter verlassenen Seilbahnen hindurch, hinauf zum großen Inselberg. Zwei Stunden Ruhe bei leidlicher Aussicht. Punkt 20 Uhr (nach 12stündiger Fahrt) stehen wir vor dem Auerhahn, der Naturfreundehälfte bei Ruhla.

Am Dienstag machen wir „blau“. Das stimmt in doppelter Hinsicht. Erstens wandern wir nicht, und zum andern liege ich bis Mittag in den Blaubeeren. Der Schluß dieser Geschichte sind ein blauer Mund und eine lilagefleckte Wanderhose.

Am Mittwoch wandern wir mit Genossen aus Halle und Erfurt nach dem Trusentaler Wasserfall und nach Bad Liebenstein. Da machen die Kurgäste schöne Augen; denn barfuß in Sandalen, die Hemdärmel hochgekrempelt, so machen wir uns auf einer Bank der Kurpromenade breit und halten ein Festsessen bei Bananen, Butterstulle und Kirschen ab. Am Abend noch eine Postautofahrt, und 1½ Wochen Ferien sind beendet.

Donnerstag ist letzter Wandertag. Es geht auf Eisenach zu. Aber die Hohe Sonne laufen wir nach der Wartburg und hinunter in die Stadt. Hier erhalten wir zum erstenmal kein Quartier und fahren nach Erfurt, der Blumenstadt.

Am letzten Morgen bringt uns die Bahn nach Weimar. Wir schlendern durch die Schillerstraße, zum Nationaltheater, durch den Park zum Kommanalfriedhof. Ganz am äußersten Ende steht ein Denkmal. „Den Märzgefallenen 1920 — Die Arbeiterchaft Weimars“ steht in schlichten Goldbuchstaben auf dem Fundament dieser in Blitzform aus der flachen Erde aufsteigenden Arbeit des Bauhauses. So wie im Kapp-Putsch durch wahnsinnige Nachtgelüste einzelner diese Menschen dahingemordet wurden, so wuchtig und doch leicht beschwingt erhebt sich dieser steinerne Blitz in den Äther.

Mainfahrt

Abends am Main.

Die Abende an diesen Uferstädten, die sich wie ein Singang am Main hinziehen, sind die schönsten, die man überhaupt erlebt.

Nach den harten, heißen Wandertagen, die von Schweiß und Sonnenhitze durchglutet sind, die bergauf, bergab führten, fällt man in den geruchlosen Atem dieser Gassen wie in eine harmonische Musik. Taucht plötzlich unter in ein kleines patriarchalisches Gemeinwesen, das ebenfalls aus dem heißen Brand der Arbeit in Kühle, Sattsein und Zufriedenheit aufgestiegen ist und sich ganz der Stunde des Feierabends hingibt, die hier noch ihre ursprüngliche Bedeutung hat.

Schön sind diese Mainstädte, wenn die Morgensonne die Spitzen der Türme verguldet wie Kerzen, wenn die ersten Schreie erklingen, die Ziegenherden ausgetrieben werden, Rauch aus den Kaminen steigt und das Leben beginnt. Ohne Stoppuhr und Sirenenheulen.

Oder wenn die brennende Sonne das Stadtbild in heißen, trägen Schlaf zaubert.

Am schönsten aber ist es in der Dämmerung, wenn Gasse und Haus und Baum und Mensch zu einer verbundenen Einheit werden. Alle Laute in dem warmen Zwielicht ertrinken.

Überall werden Fenster geöffnet, Bewohner, Frauen und Männer, liegen auf den Gestimmbrettern, Gespräche können gedämpft hin und her.

Im Flüsterton unterhalten sich die Liebenden auf den steilen Bergtreppen, und von irgendwoher schallt Richern und Jubel.

Auf den Stufen vor den Läden sitzen die Frauen und plauscheln. Manchmal ist eine Pause dazwischen, eine ganz lange Pause, die dennoch angefüllt ist von seltsamen Dingen.

Am Main, der trägt wie Silber dahinfließt, summen Millionen Zikaden wie klingende Brummstimmen.

Das Wasser jappt und gluckert an der Fähre. Fische springen leise klatfchend ins Wasser zurück. Lichter leuchten im Wasser.

Sterne ziehen langsam auf, und über der Burg steigt der Mond auf wie eine blinkende Schusterkugel.

Grünes, milchiges Licht schwimmt durch die Gassen. Leise bringt der Wind von irgendwoher eine Musik. Weiche, sentimentale Musik, die im Abend wie Liebe und Sehnsucht träumt.

Und es ist ganz merkwürdig: die Lieder, die jetzt aus der Höhe von der Burg tropfen, sich unter den dunklen Baumkuppeln fangen und unter dem Himmel wie ein Verlangen hängen, sind könender Vergleich geworden, sind, trotzdem sie weich und süß im Abend erklingen, ein Stück lebendiger Welt. Sie gehören zu diesem Abend, zu dieser weltfremden Stadt. Und man fühlt sich heimisch, geborgen, geliebt. Und man hat nur die eine Sehnsucht, auch einmal so in Ruhe unterzutauchen, wenn man müde vom Wandern ist.

Erlebnis der Geschichte.

Kloster Schönrain am Main.

Mitten im Walde, überwuchert von Schlingpflanzen und Brennnesseln, liegen die Ruinen des verbrannten Klosters. Hier wird die Geschichte

Von Karl Brinkmann (Hannover)

lebendige Formung und erzählt ein Stück aus der Zeitgeschichte voll brennender Spannung.

Trotzdem die Winterstürme, die im Maintal heraufbrausen, die Regenschauer, die glühende Sonnenhitze über 300 Jahre am Werke sind, ist alles in den Grundformen noch deutlich erkennbar: das Hauptgebäude mit den hohen Brandmauern aus ungefügten Quadern, die Stockwerke, die frühgotischen Fenster mit den feingemeißelten Pilastern, der Kamin, der hohe Wartturm, die feuchten dunklen Kellergewölbe, manches schöne Stück Steinmeharbeit.

Nachdem das Kloster in 500 Jahren immer mehr sich vergrößert hatte, wurde es an einem Tage zerstört und steht nun schon wieder 300 Jahre als Zeuge dieser einzigen Tat.

Hier beginnt die Chronik.

In der Ecke sind Gräber — siehst du — eines öffnet sich — ein Bauer richtet sich langsam auf, und jetzt — eine alte Chronik, in Schweinsleder gebunden, wird von einer rissigen Bauernfaust umgeschlagen — eine Hand schiebt sich langsam vor, — der Zeigefinger bleibt auf der Jahreszahl 1519 stehen — ein Auge blickt dich an — durchdringend, vorwurfsvoll, anklagend — eine Wunde bricht blutend auf, und ein Mund schreit den gräßlichsten Fluch: Glender — Verdammter — verrecke! — Der Mann wurde erschlagen im Kampfe. Er starb für eine Idee.

Höre zu!

Graf Ludwig von Riemeck übergab das Kloster um 1093 dem Abte Wilhelm von Hirschau.

Nonnen zogen ein. Lebten gute und fromme Tage. Beteten zu ihrem Gott.

Ringsherum in der Gegend wohnten die geschundenen, drangalserteren Bauern, die Frondienste leisten mußten, die ausgezogen wurden, deren Weiber den Riffen gehörten und die dem Kloster geben mußten, was Gott befahl. Beteten die Bauern nicht auch zu ihrem Gott?

Eines Tages glüht irgendwo ein Funke auf. Jackeln zischen im Land. Reden gehen von Ort zu Ort. Nachts finden Zusammenkünfte statt.

Nun wird es eine Welle.

Schnell flutet die Welle zusammen. Aufruhr!

Ein einziger Schrei hallt durch das Land: Bauernkrieg! Morgensterne werden vom Schmied gemacht, die Sensen werden aufgesteckt, die Spaten werfen keine Erde mehr, sondern Blut.

Der Bauer steht auf im Land. Er will sein Recht.

Am Ufer des Mains sammelt er sich. Das Kloster wird verbarrikadiert. Alle Knechte werden schwer bewaffnet. Während die Nonnen beten, peitscht die Sturmglocke, gelkt ein Ruf durch die Mauern: Der Bauer greift an!

Die Morgensterne krachen auf die schweren Lanzen, die Spaten spalten die Schädel; alles, was sich dem Bauern mit Mut entgegenwirft, wird erschlagen. Türen werden gesprengt. Vergewaltigt die Nonnen. Geschrei ist im Hause. Fluchen, Lachen, Irsinn, Gestöhn, Geheul.

Mancher Bauer lebt nicht mehr. Keiner von den Knechten. Da läuft ein Schrei durch die Massen: Es brennt! Flammen lodern auf, alles rennt, flüchtet durch die hohen Hallen und langen Gänge. Der Himmel glüht rot im Widerschein. Am anderen Tage steigt Rauch auf. Das Kloster ist ausgebrannt.

Weiter ziehen die Bauern, 303 Jahre sind herum. Die Gegend ist noch fromm und gottgegeben. Viel hat sich geändert. Was keine Gewalt konnte, hat die Entwicklung gebracht.

Langsam nur.

Und noch 300 Jahre wird es dauern bis —?!

Der Bauer dreht sich um, klappt den dicken Folianten zu, sieht dich stumm fragend an — mit

einem Blick, der durch das Blut geht, erstarrten macht und erschauert — und fällt in das Grab zurück.

Und jetzt erinnerst du dich. Die Schrift war mit Blut geschrieben. Mit dem Blut der verfunkenen Geschlechter.

Du ruffst. Und denkst: Auch diese Ruine ist ein blutbeschriebenes Blatt in der Geschichte der Menschheit. (Schluß folgt.)

Die Ferien des Herrn Senators

. . . . Im Herbst sagte Doktor Langhals, indem er seine schönen Augen spielen ließ wie eine Frau: „Die Nerven, Herr Senator . . . an allem sind bloß die Nerven schuld. Und hie und da läßt auch die Blutzirkulation ein wenig zu wünschen übrig. Darf ich mir einen Ratschlag erlauben? Sie sollten sich dieses Jahr noch ein bißchen ausspannen! Diese paar Seeluft-Sonntage im Sommer haben natürlich nicht viel vermocht . . . Wir haben Ende September, Travemünde ist noch in Betrieb, es ist noch nicht vollständig entvölkert. Fahren Sie hin, Herr Senator, und setzen Sie sich noch ein wenig an den Strand! Vierzehn Tage oder drei Wochen reparieren schon manches . . .“

Und Thomas Buddenbrook sagte ja und amen hierzu. Als aber die Seinen von dem Entschluß erfuhren, erbot sich Christian, ihn zu begleiten. . . .

Die beiden Brüder fuhren an die See; sie fuhren, indes der Regen auf das Verdeck des Wagens trommelte, auf der Landstraße dahin, die nur eine Pflüge war, und sprachen beinahe kein Wort. Christian ließ seine Augen wandern, als horche er auf irgend etwas Verdächtiges; Thomas saß fröstelnd in seinen Mantel gehüllt, mit müde blickenden, geröteten Augen, und die langausgezogenen Spitzen seines Schnurrbartes überragten starr seine weißlichen Wangen. So fuhren sie nachmittags in den Kurgarten, in dessen verschwemmtem Riez die Räder knirschten. Der alte Makler Sigismund Gosh saß in der Glasveranda des Hauptgebüdes und trank Grog von Rum. Er stand auf, indem er durch die Zähne zischte, und dann setzten sie sich zu ihm, um, während die Koffer hinaufgetragen wurden, auch ihrerseits etwas Warmes zu genießen.

Herr Gosh war ebenfalls noch Kurgast, gleich einigen wenigen Leuten, einer englischen Familie, einer ledigen Holländerin und einem ledigen Hamburger, die jetzt mutmaßlich ihr Schläfchen hielten, denn es war überall totenstill, und nur der Regen plankschte. Mochten sie schlafen. Herr Gosh schlief am Tage nicht. Er war froh, wenn er sich zur Nacht ein paar Stunden Bewußtlosigkeit erobern konnte. Es ging ihm nicht gut, er gebrauchte diese späte Luftkur gegen das Zittern, das Zittern in seinen Gliedmaßen . . . verflucht! Er konnte nur selten noch schreiben, so daß es mit der Uebersetzung von Lope de Vegas sämtlichen Dramen jämmerlich langsam vorwärts ging. Er war in sehr gedrückter Stimmung, und seine Gotteslästerungen waren ohne die rechte Freudigkeit. „Laf fahren dahin!“ sagte er, und dies schien seine Lieblingsredensart geworden zu sein, denn er wiederholte sie beständig und oftmals ganz außer dem Zusammenhange.

Und der Senator? Was war es mit ihm? Wie lange gedachten die Herren zu bleiben?

Ach, Doktor Langhals habe ihn der Nerven wegen hergeschickt, antwortete Thomas Buddenbrook. Er habe natürlich gehorcht, trotz dieses Hundeweffers, denn was tue man nicht aus Furcht vor seinem Arzte. Er fühlte sich ja wirklich ein wenig miserabel. Sie würden eben bleiben, bis es ihm besser gehe. . .

„Ja, übrigens geht es auch mir sehr schlecht“, sagte Christian voll Reid und Erbitterung, daß Thomas nur von sich sprach, und er war im Begriffe, von dem nickenden Manne, der Spiritusflasche und dem offenen Fenster zu berichten, als sein Bruder aufbrach, um die Zimmer in Besitz zu nehmen.

Der Regen ließ nicht nach. Er zermühlte den Boden und tanzte in springenden Tropfen auf der See, die, vom Südwest überschauert, vom Strande zurückwich. Alles war in Grau gehüllt. Die Dampfer zogen wie Schatten und Geisterschiffe vorüber und verschwanden am verweichten Horizont.

Mit den fremden Gästen traf man nur beim Essen zusammen. Der Senator ging mit dem Makler Gosh in Gummimantel und Galoschen spazieren, indes Christian droben in der Konditorei mit der Büfett-dame schwedischen Punsch trank.

Zwei- oder dreimal, an Nachmittagen, da es aus-sah, als ob die Sonne hervorkommen wollte, erschienen zur Table d'hôte ein paar Bekannte aus der Stadt, die sich gern ein wenig unabhängig von ihren Angehörigen unterhielten: Senator Doktor Giesecke (Christians Schulkamerad) und Konsul Peter Döhlmann, der übrigens schlecht aus-sah, weil er sich durch maßlosen Gebrauch von Hunyadi-Janos-Wasser verdarb. Dann setzten sich die Herren in ihren Palats unter das Zeltdach der Konditorei, gegenüber dem Musiktempel, in dem nicht mehr musiziert wurde, tranken ihren Kaffee und verdauten ihre fünf Gänge, indem sie in den herbstlichen Kurgarten hinausblickten und plauderten. . . .

. . . . Träge, während der Regen, der unausbleichlich wieder einsetzte, die Aussicht verschleierte, glitt das Gespräch dahin. Man kam auf den letzten Skandal in der Stadt, eine Wechselfälschung, auf Großkaufmann Kaffbaum, P. Philipp Kaffbaum & Co., der nun hinter Schloß und Riegel saß. Man ereziferte sich durchaus nicht; man nannte Herrn Kaffbaums Tat eine Dummheit, lachte kurz und zuckte die Achseln. Senator Doktor Giesecke erzählte, daß der Großkaufmann übrigens bei gutem Humor geblieben sei. An seinem neuen Aufenthaltsort habe er sogleich einen Toilettenspiegel verlangt, der in seiner Zelle gefehlt habe. „Ich siße hier ja nicht Jahre, sondern Jahren“, hatte er gesagt; „da muß ich doch einen Spiegel haben.“ — Er war, wie Christian Buddenbrook und Andreas Giesecke, ein Schüler des seligen Marcellus Stengel gewesen.

Ohne die Miene zu verziehen, lachten die Herren wieder kurz durch die Nase. Sigismund Gosh bestellte Grog von Rum mit einer Betonung, als wollte er ausdrücken: Was soll das schlechte Leben nützen? . . . Konjul Döhlmann sprach einer Flasche Aquavit zu, und Christian war wieder beim schwedischen Punsch angelangt, den Senator Giesecke für sich und ihn hatte kommen lassen. Es dauerte nicht lange, bis Thomas Buddenbrook wieder zu rauchen begann. . . .

Und immer in einem trägen, wegwerfenden und skeptisch fahrlässigen Ton, gleichgültig und schwer gestimmt vom Essen, vom Trinken und vom Regen, sprach man von Geschäften, den Geschäften jedes einzelnen; aber auch dies Thema belebte niemand.

„Ach, dabei ist nicht viel Freude“, sagte Thomas Buddenbrook mit schwerer Brust und legte angewidert den Kopf über die Stuhllehne zurück.

„Nun, und Sie, Döhlmann?“ erkundigte sich Senator Giesecke und gähnte. . . . „Sie haben sich gänzlich dem Aquavit ergeben, wie?“

„Wovon soll der Schornstein rauchen“, sagte der Konjul. „Ich gucke alle paar Tage mal ins Kontor. Kurze Haare sind bald gekämmt.“

. . . Herr Gosh versuchte seinen Grog zum Munde zu führen, stellte ihn zischend auf den Tisch zurück und hieb sich selbst mit der Faust auf den widerpenstigen Arm, worauf er das Glas aufs neue an seine schmalen Lippen riß, mehreres verschüttete und den Rest in Wut auf einmal hinuntergoß. . . .

Der Regen hatte sich wieder verstärkt. Dicht und senkrecht ging er hernieder, und sein Rauschen erfüllte unabänderlich, öde und hoffnungslos die Stille des Kurgartens.

„Ja, das Leben ist faul“, sagte Senator Giesecke, der viel getrunken hatte.

„Ich mag gar nicht mehr auf der Welt sein“, sagte Christian.

„Laß fahren dahin“, sagte Herr Gosh. . . .

Man spannte die Regenschirme auf und trat unter dem Zeltdach hervor, um ein bißchen zu promenieren. . . .

Sie und da besuchte Frau Permaneder ihren Bruder. Dann gingen die beiden zum Seetempel oder zum Löwenstein spazieren. Als sie hinauf zum Seetempel kamen, brach schon die Dämmerung herein; der Herbst war vorgeschritten. Sie standen in einer der nach der Bucht zu sich öffnenden Kammern, in denen es nach Holz roch, wie in den Kabinen der Badeanstalt, und deren roh gezimmerte Wände mit Inschriften, Initialen, Herzen und

Versefen bedeckt waren. Nebeneinander blickten sie über den feuchtgrünen Abhang und den schmalen steinigigen Sandstreifen hinweg auf die trüb bewegte See hinaus.

. . . . „Breite Wellen“, sagte Thomas Buddenbrook. „Wie sie daherkommen und zerschellen, daherkommen und zerschellen, eine nach der anderen, endlos, zwecklos, öde und irr, und doch wirkt es beruhigend und tröstlich wie das Einfache und Notwendige. Mehr und mehr habe ich die See lieben gelernt. . . . Vielleicht zog ich ehemals das Gebirge nur vor, weil es in weiterer Ferne lag. Jetzt möchte ich nicht mehr dorthin. Ich glaube, daß ich mich fürchten und schämen würde. Es ist zu willkürlich, zu unregelmäßig, zu vielfach. . . . sicher, ich würde mich allzu unterlegen fühlen. Was für Menschen es wohl sind, die der Monotonie des Meeres den Vorzug geben? Mir scheint, es sind solche, die zu lange und tief in die Verwicklungen der innerlichen Dinge hineingesehen haben, um nicht wenigstens von den äußeren vor allem eins verlangen zu müssen: Einfachheit. . . . Es ist das wenigste, daß man tapfer umhersteigt im Gebirge, während man am Meere still im Sande ruht. Aber ich kenne den Blick, mit dem man dem einen und jenen, mit dem man dem andern huldigt. Sichere, trostige, glückliche Augen, die voll sind von Unternehmungslust, Festigkeit und Lebensmut, schweifen von Gipfel zu Gipfel. Aber auf der Weite des Meeres, das mit seinem mystischen und lähmenden Fatalismus seine Wogen heranwälzt, träumt ein verfleierter, hoffnungsloser und wissender Blick, der irgendwo einstmal tief in traurige Wirrnisse sah. . . . Gesundheit und Krankheit, das ist der Unterschied. Man klettert in die wundervolle Vielfachheit der zackigen, ragenden, zerklüfteten Erscheinungen hinein, um seine Lebenskraft zu erproben, von der noch nichts vorausgabt wurde. Aber man ruht in der weiten Einfachheit der äußeren Dinge, müde wie man ist, von der Wirrnis der inneren.“

Aus „Die Buddenbrooks“ von Thomas Mann.

Nachbemerkung: „Die Buddenbrooks“ von Thomas Mann, dem jüngsten Nobelpreisträger für Literatur, sind jetzt in billiger Ausgabe (2,85 Mk., 729 Seiten) erschienen. Viele unserer Mitglieder werden das Werk, das man die Geschichte der herrschenden deutschen Bürgerklasse schlechthin nennen kann, noch nicht gelesen haben. Wir empfehlen es ihnen. Die hier abgedruckte Schilderung zeigt die Lebensart einer dem Verfall geweihten Klasse. D. Schr.

Das norddeutsche Flachland

Von Karl Meyer (Berlin)

2. Ursachen der Gestaltung des norddeutschen Flachlandes.

Die Oberflächenform und der mehr oder minder tiefe Untergrund des norddeutschen Flachlandes sind ein Produkt der Eiszeit, die über einen großen Zeitraum eine vollständige Eisbedeckung und Vergletscherung auf den nördlichen Festländern der Erde herbeiführte.

Wenn wir uns heute noch eine Vorstellung von der Eiszeitlandschaft machen wollen, so

müssen wir an das von Inlandeis bedeckte Grönland und an das vereiste Landinnere Islands denken. Einen anderen Typus stellen die vereisten Gipfel der Hochgebirge der Erde dar. Die Inlandeisbedeckung, die aus den Gebirgen und Ländern des Nordens kam und sich wie unsere heutigen Gletscher langsam fortbewegte, brachte von dort die Gesteinsmassen (Anmerkung 1) mit, welche sich dann unter den verschiedenen Umständen wieder ablagerten.

Zeitlich war diese Eisbedeckung wahrscheinlich auf Hunderttausende von Jahren begrenzt; sie ist für das gesamte Alter der Erde eine kurze Spanne Zeit, jedoch an unserer geschichtlichen Entwicklung gemessen wieder ein kaum vorstellbarer Zeitraum. Die Vorgeschichte des Menschen (Prähistorie) reicht schon in diese Zeit hinein. Lebte der Urmensch doch schon am Rande des Eises und entwickelte hier die primitiven Stufen seiner Geschichte. (Ältere und jüngere Steinzeit, Steinwerkzeugtechnik.)

Der Eiszeit voraus ging eine Periode mit wärmerem Klima, das Tertiär, wie diese Formation in der Geologie genannt wird. Sie hat uns auch in Norddeutschland eine Menge Ablagerungen mit Pflanzen- und Tierresten hinterlassen, die auf ein warmes Klima hinweisen. Während dieser Zeit entstanden auch die hauptsächlichsten noch heute lebenden Säugtierarten. Desgleichen an Pflanzen die Blumenpflanzen.

In diesem geologischen Zeitraum sind auch die höchsten Gebirge der Erde entstanden: die Alpen, der Himalaja, die hohen Gebirgskzüge des westlichen Nord- und Südamerika. Sie formten das Erdbantlich neu. Daneben entstand vulkanische Tätigkeit in großen Ausmaßen. Basalkuppen, Tuff- und Bimssteinmassen auch in Deutschland zeugen heute noch davon.

Mit der Gegenwart (Alluvium) und der Eiszeit (Diluvium) gehört das Tertiär zum letzten großen Zeitalter der Erdgeschichte der Neuzeit (Neozoikum = Neuzeit der Lebewesen).

Bevor die Glazialtheorie (Eiszeit) sich durchsetzte, gab es über das Vorkommen der vielen Gesteinsvarietäten im norddeutschen Flachland eine Reihe Theorien. Die bekannteste ist die des englischen Geologen Peell, die besagte, daß große Eisberge von Norden nach Süden treibend beim Abschmelzen die mitgeführten Blöcke, die Sand- und Lehmmassen, in denen man auch manchmal Meeresmuscheln und Schnecken findet, zu Boden fallen ließen. Diese Theorie hielt sich von 1830 bis 1870, trotzdem man in diesen Ablagerungen schon viele Funde von Landtieren (Mammut, Rhinoceros, Hirsche und Renntiere) gemacht hatte.

Menschenkinder

Man achtet nie genau auf seine Mitmenschen. Die Folge ist Mangel an gegenseitigem Verstehen, falsche Einstellung auf ihre Fehler und Schwächen, Verbitterung und schließlich immer wieder Verbrechen einer Gemeinschaft. Für uns als Sozialisten ist das besonders wichtig. Außerordentlich viel wird

Eine Röllscheinflut gehörte auch zu den Deutungserscheinungen der Forscher. Goethe, der die Markgrafensteine (große Findlinge in den Rauenschen Bergen bei Fürstenwalde) besuchte, meinte, sie seien ein Beweis dafür, daß es in der Gegend an Urgebirge nicht fehlte. Er rechnete sie also anstehenden Gebirgsmassen zu. Im Jahre 1875 kam der schwedische Geologe Torrell nach Berlin und besuchte die Muschelkalkbrüche bei Rüdersdorf. Der Muschelkalk tritt hier in Form eines Sattels an die Oberfläche und ist von dem diluvialen Schutt bedeckt. Nach dem Abdecken des Schuttes zeigte sich hier eine Gesteinsoberfläche mit Gletscherschliff und Gletscherschrammen, wie er sie aus seiner schwedischen Heimat (in den jetzt vom Eise verlassenen Gebieten) schon länger kannte. Er stellte nun auch für Deutschland die Inlandeistheorie auf. Diese Theorie wird jetzt allgemein anerkannt. Sie ist in den letzten 50 Jahren besonders von norddeutschen Geologen praktisch erforscht und durch ein riesiges Beweismaterial gedeckt worden.

Die Ursachen der Eiszeit werden auf eine Verschlechterung des Klimas zurückgeführt, für die man aber noch keine bestimmten Beweise hat. Von einigen Wissenschaftlern wird dafür eine andere Lage des Nordpols während der Eiszeit angeführt. Andere nahmen an, daß der warme Golfstrom einen anderen Weg genommen habe.

Es steht aber fest, daß die Eiszeit selbst auch von wärmeren Perioden kürzerer oder längerer Dauer unterbrochen war. Man nennt diese Zwischeneiszeiten oder Interglaziale. Beweise dafür sind Schichten zwischen den Grundmoränen, bestehend aus Torfen, Binnenseeablagerungen, in denen reichlich Fossilien von Tieren und Pflanzen vorkommen, die nur in einem dem heutigen ähnlichen Klima Lebensmöglichkeiten haben. Näheres darüber bei der Besprechung über den Gesteins- und Formationscharakter des Bodens und seines tieferen Untergrundes.

Anmerkung 1. Darunter versteht die Geologie auch lockeres Gestein, wie z. B. Sand, Kies, Mergel, Lehm und Ton.

Von Adolf Lau (Berlin)

heute gesprochen und geschrieben von Psychologie, Pädagogik und dergleichen. Das Wichtigste für jeden ist die richtige Betrachtung der Umwelt. Und darin ist uns wiederum der lebendige Mensch das Wesentliche.

Beim Kinde soll man beginnen. Moderne Jugend-erziehung, Jugendpädagogik, Jugendpsychologie haben sich die Ergebnisse aufmerkamer Beobachtungen des kindlichen Lebens, der kindlichen Eigenarten, Anlagen und Fähigkeiten zunutze gemacht, um zu bestimmten Resultaten zu kommen. Die sogenannten „Alten“ in der großen Masse der Mitmenschen aber vergessen allzuleicht wieder die Erfahrungen der eigenen Kindheit, falls es gilt, irgendwo Handlungen Jugendlicher oder gar Kinder zu beurteilen. Darum sollte öfter einmal die Erinnerung geweckt werden, damit Denken und Erlebnis in der gesamten Menschheit wieder jugendfrischer und lebendiger werden.

Anna Siemsen, die bekannte Genossin und Reichstagsabgeordnete, hat nunmehr in einem kleinen wertvollen Buche (Prof. Dr. Anna Siemsen, Menschen und Menschenkinder aus aller Welt. Urania-Verlags-Gesellschaft m. b. H., Jena. Preis 3 Mk.) kleine Schilderungen des Völkerlebens aus aller Welt, und zwar vor allem der Kinder, der Jugend, zusammengestellt, das sich gleich gut als Werk der eigenen Unterhaltung und

als Geschenkbuch eignet. Das urmühsige Leben der Jugend in Grönland, Afrika, Südamerika, in der Südsee, auf dem Balkan, in Rußland, Frankreich, China, Indien und in den Alpen wird uns darin offenbar. Oft wird man gerade durch solche kleinen Erzählungen aus der sozialen Tiefe des Volkslebens tiefer ins eigentliche Menschen-dasein geführt, wie es sonst in der modernen Literatur sibiich ist. Deshalb dürfen wir dieses kleine Werk um so freudiger begrüßen, dient es doch genau wie die Reiseschilderungen in „Daheim in Europa“ sehr wesentlich dazu, Anregungen zum eigenen Schauen zu geben.

Wir Naturfreunde haben es uns zur Aufgabe gemacht, durch soziales Wandern das Leben unserer Mitmenschen in besonderem Sinne zu durchforschen. Das vorliegende Buch bietet uns wie auch das weiterhin genannte beste Anleitung, um mit dem proletarischen Klassenkampf soziale Wahrheit und wahrhaftes Menschentum zu verbinden. Sei es uns daher Freund und Fahrtgenosse auch bei unserer Arbeit.

Literatur

Ein wichtiges Kalenderwerk für die Bildungsarbeit erschien jetzt in der Laubischen Verlagsbuchhandlung, Berlin W 30, Gleditschstraße 6, unter dem Titel „Gesellschaft und Wirtschaft“, Kalender 1930, bearbeitet von H. C. B. Sommer und Ad. W. Bauche. — Dieser Kalender gibt allen Arbeiterorganisationen wichtiges Material für die örtliche Bildungsarbeit. Farbige Tafeln bringen wertvolle statistische Angaben aus allen Wissensgebieten. Kurze fertliche Erläuterungen auf der Rückseite der einzelnen Blätter bieten ergänzende Mitteilungen nach dem neuesten Stande. Aus der Fülle der einzelnen Themen greifen wir nur heraus: Die Rassen der Menschheit, Zug der abendländischen Kultur, Die großen Menschenwanderungen aus der Alten in die Neue Welt, Die Bevölkerungsentwicklung Deutschlands, Die Bevölkerungsdichte Deutschlands, Die soziale Struktur der deutschen Bevölkerung, Struktur des deutschen Schulwesens, Tuberkulose und Einkommen, Wohnungsnot und Wohnungsbau, Gewerkschaftliche Organisationen und ihre Bildungsarbeit, Die Entwicklung des Arbeitersports, Konsumgenossenschaften in Deutschland und England, Siedlungsprobleme der Großstadt, Statistik des deutschen Zeitungswesens, sowie zahlreiche wichtige Darstellungen aus Weltwirtschaft und Weltpolitik.

Das Wertvolle dieses Kalenderwerks ist neben seinem prächtigen Inhalt die Tatsache, daß sämtliche Tafeln für die Verwertung durch Epidiaskop und somit für die bildhafte Darstellung in Lichtbildervorträgen bemessen sind. Auch für unsere Naturfreundearbeit dürfte sich deshalb manches wichtige Material für die Bildungstätigkeit aus diesem Werk entnehmen lassen. Wir halten es für dringend erforderlich, daß alle Bildungsfunktionäre sich für den beachtenswerten Kalender interessieren. Bei dem geringen Preis von 2,50 RM. wird zumindest die Anschaffung durch die Ortsgruppen sich leicht ermöglichen lassen.

Winter und Winter Sonnenwende. Verlag: E. Altenberger, Waldenburg-Altwasser i. Schlesien, Steigerweg 23. 64 Seiten 1,20 RM. In diesem Heft sind eine Anzahl Gedichte bekannter Dichter, die alle Winter, Winter Sonnenwende und Weihnacht als Motiv haben, zusammengefaßt. Außerdem enthält das Heft eine Anzahl kleiner Prosabetrachtungen und Erzählungen. Auch ein Spiel für Kinder und ein kurzes Sprechchorwerk sind in den Rahmen eingefügt. Der Herausgeber hat das Büchlein als Hilfe für die Ausgestaltung sozialistischer Weihnachts- und Winter Sonnenwendefeiern gedacht. Es dürfte auch mancherlei Anregung geben.

A. Lowitsch: Energie-Planwirtschaft und Sozialismus. Urania-Verlags-Gesellschaft m. b. H., Jena. Broschiert 1,50 RM., in Ganzleinen 2 RM., Vorkausgabe 2,75 RM. Das Buch weist in treffender Weise nach, wie unter dem Kapitalismus die Energie-wirtschaft vorwiegend auf dem Raubbau an den Brennstoffvorräten beruht und daß dagegen erst die grundsätzlich andere Rentabilität der sozialistischen Gesellschaft der Menschheit gestatten wird, die gegenwärtige Sonnen-Energie hauptsächlich in Wärme-strahlung, Wasserkraft und Wind zu ausreichender Energie-Versorgung heranzuziehen. Jedermann muß dieses Büchlein lesen, denn keiner kann an der Frage, wie die natürlichen Energien zum Besten der Menschheit planmäßig ausgenutzt werden können, vorübergehen. Der Text ist leichtfaßlich geschrieben und wird durch eine große Anzahl sinnvoller Bilder und Tabellen erläutert. Diese Buchbeigabe reiht sich würdig an die bereits erschienenen 19 anderen an, die selbstverständlich alle einzeln bezogen werden können. Probehefte der Urania sind in allen Buchhandlungen erhältlich, sie werden auch vom Verlag geliefert. Abonnementspreise: Ausgabe A 1,60 RM., Ausgabe B 2,25 RM., Ausgabe C 3 RM. je Vierteljahr.

Aus der Naturfreundebewegung

Konferenz der Wanderauskuftsstellen der mitteldeutschen Gaue

Am 2. und 3. November tagte im Naturfreundehaus der Ortsgruppe Magdeburg bei Wiederitz eine Konferenz der Wanderauskuftsstellenleiter der mitteldeutschen Gaue, und zwar waren die Gaue Freistaat Sachsen mit den Ortsgruppen Dresden, Plauenscher Grund, Leipzig, der Gau Niedersachsen mit den Ortsgruppen Hannover, Hildesheim und Braunschweig und der Gau Brandenburg mit den Ortsgruppen Berlin, Brandenburg und Magdeburg vertreten. Die Konferenz wurde am Sonnabendabend 8 Uhr vom Genossen Damniß mit einer kurzen Ansprache eröffnet. Im Auftrage der Ortsgruppe Magdeburg begrüßte Herr Ritter die Anwesenden und wünschte der Tagung besten Erfolg. Begrüßungsschreiben waren eingegangen von der Reichsleitung, vom Gau Nordmark, vom Führerobmann der Ortsgruppe Breslau usw. Zu Vorsitzenden der Konferenz wurden die Gen. Damniß (Berlin) und Strýck (Leipzig), zum Schriftführer der Gen. Dreßler (Berlin) gewählt. Auf der Tagesordnung standen folgende Punkte:

1. Wanderauskuft und Tourenausarbeitung.
2. Urlaubsfahrten, Wochenendfahrten und Fahr-scheinzusammenstellungen.
3. Verschiedenes.

Zum ersten Punkt berichtete Gen. Damniß. Er streifte die Entwicklung der Urlaubszeit und ihre Ausnutzung durch die Arbeiterschaft und ging dann in längeren Ausführungen auf die Arbeit des Berliner Reisebüros ein. Anfänglich nur eine Auskuftsstelle, ging der Gau Brandenburg dazu über, die Auskuftsstelle zu einem Reisebüro auszubauen. Zur Auskufts-erteilung gehören zunächst Kursbücher der Reichsbahn, desgleichen die der Postautolinien. Ferner ist ein Nachweis über unsere sämtlichen Ferienheime notwendig. Empfehlenswert ist auch das Verzeichnis der Jugendherbergen. Die Ferienheime sind in einer Karteothek aufzuführen, und zwar müssen alle Einzelheiten des Heims vermerkt sein. Aus der Statistik der Berliner Arbeit für 1928 sind folgende Zahlen interessant: Auskuft wurde an 253 Tagen an 2033 Personen erteilt; Eingänge 870, Postausgänge 1860. Für 1929 können bis zum 31. Oktober folgende Zahlen mitgeteilt werden: an 224 Tagen 1525 Auskünfte; 1176 Eingänge und 2260 Ausgänge. In der folgenden Aussprache über diesen Bericht schilderten die anderen Vertreter eingehend ihre Erfahrungen auf diesem Gebiete. Über besondere Erfahrungen berichtete Gen. Strýck (Leipzig). Ihre Arbeit bewegt sich ähnlich wie die der Berliner in Auskuftserteilung für Wanderer und Tourenausarbeitung. Für letztere verfügen sie über gute Kräfte und Erfahrungen. Aber nähere Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften konnte Gen. Schulze (Braunschweig) berichten. Alles Weitere enthält das in Kürze erscheinende Protokoll dieser Tagung, das den interessierten Gruppen zugesandt wird, so daß wir uns an dieser Stelle verschiedenes sparen können. Am Sonntag berichtete Gen. Dreßler über Urlaubsfahrten, Wochenendfahrten und Fahr-scheinzusammenstellungen. Er schilderte die Entwick-

lung der Ferienreisen usw., die in den letzten Jahren vom Gau Brandenburg veranstaltet wurden. Eingehend behandelte er die Führerfrage und teilte das Reiseprogramm für 1930 mit. Für die Fahr-scheinzusammenstellungen werden die Termine noch bekanntgegeben.

In der Aussprache schilderte zunächst Gen. Weise (Dresden) seine Erfahrungen mit den Sonntags-Sonderzügen in die Tschechoslowakei. Gen. Strýck (Leipzig) berichtete über die von seiner Ortsgruppe veranstalteten Sonderzugfahrten. Nachdem noch die verschiedensten Genossen zu diesem Thema gesprochen hatten, fasste Gen. Damniß (Berlin) die Ergebnisse der Konferenz zusammen.

Zwei Entschlüsse wurden angenommen. Die eine wendet sich an die hüttenbesitzenden Gaue und Ortsgruppen. Sie werden gebeten, je zwei photographische Ansichten ihrer Häuser den Wanderauskuftsstellen zur Verfügung zu stellen. Die andere Entschluß verlangt u. a. von der Reichsleitung, daß sie alles in ihrem Besitz befindliche Material, Adressen usw., den Auskuftsstellen zugänglich macht. Für schnellste Übermittlung von Adressenänderungen der Ferienheime ist folgende Regelung getroffen worden: Für jeden Gau ist eine Stelle eingerichtet, die Änderungen und wichtige Neuerungen den einzelnen Gaustellen zugänglich macht. Für unsere Gaue kommen folgende Adressen in Frage:

Gau Niedersachsen: Genosse Henkelmann, Hannover, Göttinger Straße 31;
 Gau Brandenburg, Pommern: Reisebüro Berlin N 24, Johannisstraße 14/15;
 Gau Schlesien: Walter Hentsch, Breslau V, Sonnenstraße 5.

Mit Befriedigung stellte Gen. Damniß fest, daß die Konferenz fruchtbringende Arbeit geleistet hat und den Funktionären manche Anregung mit auf den Weg gab. Mit einem kräftigen „Bergfrei“ wurde die Tagung geschlossen. b—h.

In einer Sitzung behandelte die ständige Tarifkommission der deutschen Eisenbahnverwaltungen auch die Beförderung von Sportgeräten auf Fahrradkarten. Auf Fahrradkarten sollen künftig auch Schneeschuhe, Rodelschlitzen und Faltboote abgefertigt werden können, und zwar im wesentlichen zu den gleichen Bedingungen wie Fahrräder. Eine Fahrradkarte soll dann für die Beförderung eines Paares Schneeschuhe oder eines Rodelschlitzen oder eines Faltbootes gelten. Außerdem soll der Geltungsbereich der Fahrradkarte von 150 Kilometer auf 250 Kilometer erweitert werden. Der Preis für Entfernungen von 151 Kilometer bis 250 Kilometer ist auf 1,20 Mk. festgesetzt worden. Dieser Beschluß erhält allerdings erst bindende Kraft, wenn die zuständigen Aufsichtsbehörden ebenfalls zustimmen. Diese Zustimmung ist jedoch zu erwarten, da die Anregung dieser Maßnahme von der Eisenbahnverwaltung selbst ausging, die bereits seit zwei Jahren in verschiedenen Direktionsbezirken Versuche durchgeführt hat.